

Unverkäufliche Leseprobe



Sam Pivnik

Der letzte Überlebende

Aus dem Engl. von Ulrike Strerath-Bolz. 2017. 304 S. mit
16 s/w Abb., 14,5 x 21,7 cm, geb. mit SU. Theiss, Darmstadt.

ISBN 978-3-8062-3478-7

Buchhandelspreis: EUR 19,95 (D)

Erscheinungstermin: Frühjahr 2017

Sam war gerade mal 13 Jahre alt, als die Nazis in Polen einmarschierten. Mit der Familie lebte er in einem oberschlesischen Städtchen, der Vater war Schneider und stopfte den Leuten die Hosen. Da wurde aus dem Städtchen ein Ghetto, und Sam, der damals noch »Szlamek« hieß, war mittendrin. Er überlebte, auch den Todesmarsch nach Auschwitz, die Selektion durch Mengele, die Zwangsarbeit, den Schiffbruch auf der Cap Arcona. All das erlebte Sam in den kurzen Jahren seiner Kindheit und Jugend. Vierzehn Mal entging er dem Tod. Am Ende war Sam der einzige Überlebende seiner Familie. Der Krieg ließ keine Möglichkeit, an ein Morgen zu denken. Und wen interessierte nach dem Krieg das Gestern? Am Ende seines unglaublichen Lebens gelingt es Sam Pivnik, einem der letzten Überlebenden von Auschwitz, darüber zu sprechen.

Hinweis: Unredigierte Fassung. Nur zum internen Gebrauch

Inhalt

Prolog – Begegnung mit dem Todesengel***

1. Der Garten Eden
2. Eine Welt wird auf den Kopf gestellt
3. Die Besatzung
4. Ein Tag wird zur Nacht
5. Abstieg in die Hölle
6. Auf Messers Schneide
- 7. Die Rampe*****
8. Die Fürstengrube
9. Der Todesmarsch
10. Auf einem Hof in Ostholstein
11. Das Ende der *Cap Arcona*
12. Die Befreiung
13. Ein Land, wo Milch und Honig fließen
14. Gerechtigkeit und Frieden?
15. Rückkehr ins Paradies

Quellen

Hinweise für weiterführende Lektüre

Anhang

Register

***** Leseprobe**

Prolog

Begegnung mit dem Todesengel

In Auschwitz gab es keinen Kalender. Keine Daten, keine Geburtstage oder Gedenktage, nichts, was die Zeit strukturiert hätte. Für die Glücklicheren unter uns, diejenigen, die überlebten, wurden aus Nächten Tage, aus Tagen Wochen. Den Ablauf der Monate erlebten nur wenige.

Deshalb weiß ich nicht mehr genau, wann ich krank wurde. Vermutlich war es im Dezember 1943, der so kalt war, wie nur ein polnischer Winter sein kann. In meiner dünnen gestreiften Jacke und den Hosen hätte ich frieren sollen, aber an diesem Morgen war mir heiß, und ich schwitzte.

Wir schliefen zu fünft in den „Kojen“, den dreistöckigen Betten, zusammengepfercht auf den harten, feuchten Holzbrettern, und ich brauchte eine Weile, um festzustellen, dass die Körperwärme der anderen jetzt eigentlich weg sein müsste. Ich stand allein da. Es hämmerte in meinem Kopf, und die Drüsen in meinem Hals waren schmerzhaft entzündet. Vor dem Krieg war man zum Arzt gegangen, wenn man krank wurde. Und wenn man sich keinen Arzt leisten konnte, blieb man im Bett, packte sich warm ein und nahm ein Aspirin. Aber solche Ärzte gab es in Auschwitz nicht. Und das einzige Krankenhaus dort war ein Ort des Todes: der Häftlingskrankenbau, abgekürzt HKB. Wir alle wussten, dass es ein Wartezimmer für die Gaskammer war. Also knöpfte ich meine Jacke zu und versuchte, mir den Schüttelfrost nicht anmerken zu lassen, den das Fieber mir bereitete.

Ich erinnere mich kaum noch an meine Arbeit an der Rampe an diesem Tag. Vermutlich fuhren die Züge ein wie immer, die Wagen ratterten, die Lokomotiven schnauften und ließen zischend den Dampf entweichen. Dann wurden die Türen entriegelt und die armen verdammten Seelen blinzelten ins Tageslicht. Ich hatte das alles schon so oft gesehen, dass ich es kaum noch wahrnahm. Kleinkinder krallten sich schreiend an ihre Mütter, Frauen umklammerten ihre Kinder, Gemeindeälteste versuchten mit den Wachmannschaften zu reden und verlangten Erklärungen für das Unerklärbare. Alte Leute, zitternd und mit wildem Blick, humpelten die Rampe entlang, angetrieben von den SS-Leuten. Ich wusste, welche der SS-Leute man meiden musste, zu welchen man besser keinen Blickkontakt aufnahm. Ich wusste auch, welchen Hunden man aus dem Weg gehen musste. Und ich erledigte meine Arbeit wie immer. Ich zog die steifen, mit Exkrementen verschmierten Leichen aus den Wagen und versuchte, den Gestank nicht einzuatmen. Wir legten sie auf den Beton, weit hinter den Lebenden, die schon weggebracht wurden. Nach rechts bedeutete Leben. Nach links bedeutete Tod im Gas. Keine Erklärungen, keine Begründungen. Nur eine lässige Bewegung eines Fingers in einem makellos sauberen Handschuh. Rechts, links, links, rechts, links, links.

Ich erinnere mich, dass ich an diesem Tag die Rampe hinunterstarrte. Sie sah aus wie ein Schlachtfeld, aber das tat sie immer. Die Leichen wurden weggebracht, um Platz für die Stapel von Mänteln und Taschen zu schaffen, eine Puppe, eine Brille. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten ihre Sachen dort lassen, sie würden sie nach dem Duschen bekommen. Nach der Entlausung. Nach dem Zyklon B. In meinem Kopf entstand eine Art Wirbel. Die Schreie der SS-Leute und der Kapos hallten wie ein Echo in mir wider. Plötzlich schien alles sehr weit weg – der schnaufende Zug, die schnell verschwundenen Kolonnen von Neuankömmlingen. Arbeit macht frei. „Raus, raus! Schnell! Dreckige Juden!“ Arbeit macht frei ...

Als ich wieder hochfuhr, wusste ich nicht, wo ich mich befand. Alles war grau, hier und da bewegten sich ein paar schwarze Flecken. Ich schaute genauer hin, mein Kopf wurde allmählich klarer. Jetzt wusste ich, wo ich war. Dies war der Krankenblock, dort hatte man die Wände weiß gestrichen, um einen Anschein von

Sterilität zu geben. Die schwarzen Flecken waren Patienten wie ich. Sie trugen immer noch die gestreifte Häftlingsuniform.

Wie viele Stunden oder Tage ich dort blieb, weiß ich nicht. Ich war nur dankbar für das Bett, das sich nach all den Wochen auf den harten Brettern weich und nachgiebig anfühlte. Die Matratzen bestanden aus Papier und waren mit Sägespänen gefüllt, aber sie waren wenigstens nicht ganz so rau wie unsere üblichen Strohsäcke. Auch hier schliefen wir zu dritt auf einer Pritsche, alle Patienten mit Infektionskrankheiten zusammengepfercht. Die Suppe war ein kleines bisschen dicker, und wir bekamen ein Extrastück Brot. Kleine Dinge wie diese stärken den Überlebenswillen. Für kleine Dinge wie diese würden einige Männer im Hauptlager jemanden umbringen. Das Fieber kam und ging, die Kopfschmerzen, der Dauerschmerz in Armen und Beinen und die Schwäche, die mir das Gefühl gab, ein Krüppel zu sein. Ich war siebzehn Jahre alt, aber ich fühlte mich wie ein alter Mann.

Ich hatte Typhus, die Krankheit, die man auch Gefängnisfieber nannte, weil sie in Gefängnissen und Lagern so häufig ausbrach. Wie passend, dass ich sie ausgerechnet in Auschwitz-Birkenau bekam, dem ultimativen Gefängnis. Hier nannte man sie „Judenfieber“. Wenn man heute nachschlägt, erfährt man, dass Typhus, *Rickettsia typhi*, bei Kälte und schlechten hygienischen Bedingungen besonders häufig auftritt. Er geht mit Fieber bis 41 °C und einem bellenden Husten einher. Den Husten habe ich heute noch. Ohne angemessene Behandlung beträgt die Sterblichkeitsrate bis zu 60 Prozent.

Damals wusste ich das alles nicht. Ich wusste auch nicht, dass die rohe Zwiebel, die man mir statt eines Medikaments gab, mir nichts nützte. Ich wusste lediglich, dass ich furchtbar krank war, aber mein Überlebenswille spornte mich an und ermöglichte es mir, aufzustehen und mit den anderen Patienten in Habachtstellung vor den Betten zu stehen, als Mengele kam. Natürlich hatte ich ihn oft an der Rampe gesehen, diesen höflichen, gut aussehenden SS-Offizier in der makellosen Uniform, der die Neuankömmlinge beobachtete, wenn sie aus den Wagons taumelten. Die Bewegung seines Fingers in den teuren grauen Handschuhen aus Rehleder. Rechts hieß Leben, links hieß Tod. So hatte ich auch

meine Familie verloren. Sie waren Verlierer in der entsetzlichen Lotterie, die die Nazis ins Leben gerufen hatten.

An jenem Tag trug er seinen weißen Arztkittel über der Uniform und ein Stethoskop um den Hals. Um ihn herum standen Untergebene, SS-Männer mit Klemmbrettern und Listen. Eine Visite aus der Hölle. Als er bei meinem Bett ankam, zitterte ich vor Angst. Alle hier wussten, wer nicht vor dem Bett stehen konnte, ging sofort ins Gas. Und dieser Mann hatte die letzten Monate damit zugebracht, Selektionen durchzuführen, mit einem Blick über Leben und Tod zu entscheiden. Was war ich? Ich war gute eins achtzig groß und wog noch weniger, als ich angesichts meiner Zeit im Ghetto und hier im Lager hätte wiegen sollen. Aber durch die Lebensmittel, die ich auf der Rampe ergattern konnte, war ich kräftiger als die meisten anderen. Trotzdem zitterte ich unkontrollierbar von Kopf bis Fuß. Es wollte einfach nicht aufhören.

Er brauchte nur eine Sekunde, der Finger zeigte nach links. Ins Gas. Ins Krematorium. Das Ende. Dachte ich in diesen furchtbaren Sekunden, ich würde meine Familie wiedersehen? Dachte ich, jetzt hätte das Elend endlich ein Ende? Vielleicht. Aber mein Überlebenswille war mächtiger. Ich wollte den nächsten Morgen heraufziehen sehen, wollte noch ein Stück Brot essen. Ich brach in Tränen aus, warf mich ihm zu Füßen und platzte heraus, man sollte mich erschießen, nicht ins Gas schicken. Ich glaube, ich habe ihm sogar die blitzblank geputzten Stiefel geküsst.

Die Stiefel entfernten sich. Und bis heute weiß ich nicht, warum es geschah. Alle Berichte, die ich über Mengele gelesen habe, sind sich einig, dass er sich nie von einem Juden erweichen ließ. Als Arzt untersuchte er viele von ihnen, aber nach seinen eigenen Spielregeln und für seine eigenen Zwecke. Schon dafür, dass ich ihn angefasst hatte, hätte man mich erschießen können. Ich habe ihm an diesem Tag nicht ins Gesicht gesehen und weiß nicht, warum er es sich anders überlegte. Kannte er mich von meiner Arbeit an der Rampe? Gab er nach, weil er hörte, dass ich deutsch sprach? War es überhaupt Mengele oder einer seiner Untergebenen, der irgendwelche anderen, mir unbekanntem Motive hatte? Ich weiß nur, dass die Visite weiterzog, die Stiefel auf dem Boden knallten und der Finger auf einen anderen armen Teufel zeigte. Der Todesengel war fort.

Die Wachen nahmen den anderen Mann mit, der erstarrt war. Nie mehr würde er aus seiner Erstarrung erwachen. Einer der Wachleute, ein selten freundliches Gesicht in all der Feindseligkeit, beugte sich zu mir herunter, half mich hoch und sagte: „Keine Sorge, Szlamek, du kannst hierbleiben.“ Weinend brach ich auf meinem Bett zusammen.

Während der drei oder vier Tage, die ich im Krankenblock verbrachte, hatte ich Zeit zum Nachdenken. Ich war dem Tod so nahe gekommen, wie es nur ging, und solche Augenblicke bringen einen dazu, sich zu konzentrieren. Ich war siebzehn Jahre alt. Meine Familie hatte ich verloren. Ich war allein. Aber es war nicht immer so gewesen. Früher einmal – vor gerade einmal vier Jahren – hatte es eine zauberhafte Zeit gegeben, in der niemand an den Tod dachte oder davon sprach. Eine Zeit des Lebens. Meine Kindheit.

7

Die Rampe

Der Tag brach an wie alle anderen: schreiende Kapos, Gang zur Latrine und zum Waschhaus, Appell, Brot, Wurst und „Kaffee“. Sie würden uns nicht umbringen, jedenfalls nicht heute. Denn von da an verlief der Tag anders. Kein Laufen mit schweren Lasten, kein Antreiben mit Knüppeln und Stiefeln. Die Kapos teilten uns in Gruppen auf, und ich kam zum Rampenkommando. Damals wusste ich nicht, was das bedeutete, aber irgendwann erinnerte ich mich an den Verrückten in der gestreiften Uniform, der mir am Tag meiner Ankunft zugeflüstert hatte: „Sag ihnen, du bist achtzehn.“ Ich schaute an mir herunter: blaue und weiße Streifen, abgestoßene Holzpantinen, aufgesprungene, wunde Hände. Wenn ich einen Spiegel gehabt hätte, wäre ich wahrscheinlich in Tränen ausgebrochen. Ich sah jetzt aus wie jener Verrückte.

Es war ein Bahnsteig wie so viele andere in Europa, aber wir waren in Auschwitz-Birkenau, und das machte einen großen Unterschied aus. Weil ich mit meiner Familie vor zwei Wochen in einem Personenzug angekommen war, erwartete ich etwas in der Art, aber die erste Lokomotive, die an diesem Tag eintraf, brachte Viehwagons, wie ich sie durch Będzin hatte fahren sehen, bevor das Ghetto liquidiert wurde. Und ich erinnerte mich an die angstvollen Augen, die durch die Fugen der Holzbretter aus der Dunkelheit gestarrt hatten. Sahen Schafe so aus, fragte ich mich, wenn sie zum Schlachter gefahren wurden?

Wir standen in Reihen hinter den SS-Männern mit ihren Pistolen und Hunden, wenn die Züge einfuhren und anhielten. Niemand rührte sich, um die Türen zu

öffnen und die „Passagiere“ herauszulassen. Die SS-Leute gingen ihrer Beschäftigung nach und überprüften, ob alles vorbereitet war. Ruhe, Ordnung, fast so etwas wie Frieden. Ich erinnerte mich an die plötzliche Stille, die bei unserer Ankunft geherrscht hatte, und begriff auf einmal, was passiert war. Es musste ordentlich und ruhig zugehen. Die Leute in dem Zug waren verzweifelt, verängstigt, hatten Hunger und Durst. Gott allein wusste, wie lange sie unterwegs gewesen waren. Die SS-Leute wollten keine Revolte riskieren.

Die unheimliche Stille wurde nur gelegentlich von einem Schnaufen der Lokomotive oder einem Hundegebell unterbrochen. Aus den Viehwagons drang kein Laut, hier und da schaute ein ängstliches Gesicht aus einem der kleinen Fenster, die mit Stacheldraht verschlossen waren. In den nächsten Wochen sollte ich lernen, dass diese kleinen Luftschlitze für die Insassen über Leben und Tod entschieden. Jetzt wusste ich noch nicht einmal, wie es in den Wagons roch. Ich erinnere mich an kein Pfeifen oder keinen gebrüllten Befehl, aber aus ihrer lange trainierten Routine heraus traten die SS-Wachen plötzlich näher an die Wagons heran. Die Hunde schnappten, knurrten und bellten. Einschüchterung, darum ging es jetzt. Später hat man mich oft gefragt, warum die Neuankömmlinge sich nicht wehrten und einfach einen Versuch unternahmen, zu entkommen. Die Wagons waren für achtzig Insassen ausgelegt, oft waren mehr Menschen darin eingepfercht. Alle zusammen waren sicher mehr als die SS-Männer auf der Rampe. Und sicher hat es Versuche gegeben, sich zu wehren, aber ich habe es selbst nie erlebt. Die meisten Insassen der Wagons waren Alte, Kranke, Mütter mit Kindern. Einige lagen schon im Sterben, keiner von ihnen hatte die körperliche oder mentale Kraft, sich gegen eine Armee von SS-Leuten mit Hunden, Pistolen und Knüppeln aufzulehnen. An dieser Front galten andere Regeln.

Die Vorhängeschlösser wurden geöffnet, die Türen mit lauten Getöse aufgeschoben. Die Menschen taumelten auf den Bahnsteig und blinzelten in die Morgensonne. Sie waren desorientiert, nachdem sie wer weiß wie lange im Halbdunkel gestanden und gesessen hatten. Ich konnte den Blick nicht von ihnen abwenden: Große, hervorstehende Augen, die versuchten, sich an das Licht zu gewöhnen. Köpfe, die versuchten zu verstehen, was hier geschah und wo sie gelandet waren. Und dann brach die Hölle los, mit lauten Befehlen in gutturalem

Deutsch: „Raus! Raus! Raus aus dem verdammten Zug, ihr Scheißjuden! Bewegt euch, Drecksjuden! Still! Abschaum! Hierher, in Reih und Glied!“

In den kommenden Wochen sah ich zahllose Züge ankommen. Die meisten Insassen waren Juden, und sie kamen von überallher. Die meisten verstanden wohl gar nicht, was man zu ihnen sagte. Aber die Grundbotschaft war unmissverständlich, sie hätte gar nicht deutlicher sein können. Die Befehle wurden mit dem Stock unterstrichen. Die Neuankömmlinge waren immer schmutzig und stanken, woher auch immer sie kamen. Die Männer trugen Stoppelbärte, die Frauen waren ungeschminkt und hatten zerzauste Haare. Die französischen und niederländischen Juden waren meist gut gekleidet, die Männer in langen Mänteln und mit Hüten, die Frauen in Kleidern mit Schulterpolster, wie sie in den Vierzigerjahren Mode waren. Die Griechen sahen besonders modisch aus in der leichten Kleidung ihres Heimatlandes, die sie in einem durchschnittlichen polnischen Winter auch ohne die harten Bedingungen des Lagers umgebracht hätte. Am bizarrsten sahen die Juden aus den rumänischen Karpaten aus. Sie kamen aus den wilden Bergen und trugen Lederkleidung und Felljacken. Draculas Kinder ...

Das Gebrüll und die Hunde und die Schläge taten schnell ihre Wirkung, egal, woher die Reisenden kamen. Die Hunde bellten weiter und erschreckten die Kinder, die sich kaum noch beruhigen ließen, so sehr ihre Eltern sich auch bemühten. Stellen Sie sich einen Großstadtbahnhof zur Rush hour vor, aber mit abgedrehtem Ton. Die Häftlinge drängten sich in der Mitte der Rampe zusammen, wo die Hunde sie hintrieben. Wenn die SS-Leute einen Befehl brüllten, ging ein Zittern durch die ganze Gruppe, wie ein kräftiger Wind, der durch ein Kornfeld bläst. Damals, vor langer Zeit, im Garten Eden.

Welche Selektionen auch immer dazu geführt hatten, dass die Neuankömmlinge jetzt hier waren, nun folgte die wichtigste. Ich glaube nicht, dass ich schon am ersten Tag auf der Rampe wusste, was mit meiner Familie passiert war, aber allmählich begriff ich. Eine Bewegung mit dem Finger nach links oder rechts, die willkürliche Entscheidung eines Wahnsinnigen, ein SS-Offizier, der Richter und Scharfrichter zugleich war. Die Gottlosen spielten Gott. So einfach und unausweichlich war das.

Ich kannte die Abläufe inzwischen. Die Starken und Jungen, Männer und Frauen, durften weiterleben. Sie durchliefen dieselbe Prozedur wie ich, die sinnlose Quarantäne in Block IIa oder dem entsprechenden Frauenblock. Dort starben einige von ihnen an Erschöpfung, Unterernährung oder Krankheiten. Andere gerieten unter die Stiefel und Knüppel der Kapos. Die Übrigen ... die Übrigen wurden auf ihren letzten Weg von Männern wie mir begleitet, von Männern in gestreiften Uniformen, die nur darauf warteten, Befehle auszuführen. Eine Spezialeinheit, die ein ganzes Volk zu den Toren des Todes führte.

Dieser erste Morgen auf der Rampe folgte einem Muster, an das ich mich gewöhnen würde. Sobald die Häftlinge eingeschüchtert und ruhig waren, änderte sich die Stimmung bei den Wachen. Jetzt arbeiteten sie, erfüllten ihre Pflicht mit jener teutonischen Effizienz, für die die Nazis berühmt waren. Tatsächlich war das alles das Ergebnis genialer Psychologie, eine Version des „Guter Bulle – böser Bulle“-Spiels, das wir aus dem Kriminalfilm oder –roman kennen. Gerade noch hatte irgendein brutaler Kerl sie angebrüllt, mit dem Knüppel auf sie eingeschlagen, den Hund auf sie gehetzt. Jetzt kam ein Herr auf sie zu und entschuldigte sich beinahe für das, was geschehen war.

Der Oberste dieser Herren war der Offizier mit den Handschuhen aus grauem Rehleder, den ich beobachtet hatte, als er in seiner makellosen Uniform eingetroffen war. Er hatte ein freundliches Gesicht und eine kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen. Oft trug er einen weißen Arztkittel über der Uniform eines Hauptmanns der Waffen-SS. Viele Leute ließen sich von diesem Arztkittel beruhigen. Jeder Arzt in Europa, selbst wenn er ein Nazi war, hatte den Eid des Hippokrates geschworen, der ihn verpflichtete, niemandem Schaden zuzufügen. Nach dieser furchtbaren Zugfahrt und all den Schrecken ihrer Ankunft würde es ihnen besser gehen. Es gab hier einen Arzt.

Es handelte sich um SS-Hauptsturmführer Josef Mengele, der in diesen Jahren als Todesengel schreckliche Berühmtheit erlangte. Er war ein begeisterter Arzt, fasziniert vor allem von Zwillingen, und ohne dass wir davon wussten, nutzte er seine enorme, grenzenlose Macht dazu, im Lagerkrankenhaus Experimente an ihnen durchzuführen. Und er war ein begeisterter Nazi. Die Menschen, die auf der Rampe an ihm vorbeidefiliierten, bedeuteten ihm nicht mehr als

Meerschweinchen oder Laborratten. Für ihn waren sie überhaupt keine Menschen.

In der Zeit, die ich auf der Rampe arbeitete, habe ich nie gehört, dass Mengele die Stimme erhob oder sich unhöflich verhielt. Seinem scharfen Blick entging nichts. Andere SS-Leute hätten vielleicht Fragen gestellt: „Wie alt sind Sie? Sind Sie gesund? Welchen Beruf haben Sie?“ Mengele fragte nur: „Sind Zwillinge hier?“ Manchmal auch: „Sind das Ihre Kinder?“ Zu mir hat er nie etwas gesagt, und so weit ich weiß, hat er mich nie wirklich bemerkt. Aber vielleicht irre ich mich da. Unsere Aufgabe bestand darin, die Habseligkeiten einzusammeln, die die Leute auf der Rampe zurückließen. Die Neuankömmlinge bekamen die Anweisung, ihre Sachen liegen zu lassen, sie würden sie später zurückbekommen. Wir stapelten die Koffer ordentlich auf. Kontakt zu den Häftlingen gehörte nicht zu unseren Aufgaben, tatsächlich durften wir nicht einmal mit ihnen sprechen, aber am Ende tat ich das Gleiche, was auch der „Verrückte“ bei meiner Ankunft aus Kamionka getan hatte. Ich suchte mir die Jüngeren aus, Jugendliche in meinem Alter oder jünger. „Sag ihnen, du bist achtzehn – sag ihnen, dass du einen Beruf gelernt hast – du bist stark, du kannst Steine schleppen.“ Mehr konnte ich mir nicht einfallen lassen, und das Risiko war hoch. Die meisten sahen mich nur verständnislos an. Sie begriffen überhaupt nicht, was ich da so drängend zu flüstern hatte. Wenn die Selektionen beendet und die Reihen aufgestellt waren, ertappte ich mich in unbeobachteten Momenten manchmal dabei, wie ich den Frauen und Kindern nachsah, die den gleichen Weg gingen wie meine Familie. Ich konnte sie vor meinem inneren Auge sehen, meinen Vater mit Hendla und Chana an der Hand, meine Mutter mit den Jungen. Tatsächlich hatte ich sie so gar nicht gesehen, aber ich sah so viele Familien, dass ich mir vorstellte, so müsse es gewesen sein.

Einige wurden in Lastwagen getrieben wie meine Familie. Wenn es zu viele waren, wurde der Rest zu Fuß durch Birkenau III getrieben, den Lagerteil, der noch im Bau war. Diejenigen, die noch nicht vollkommen eingeschüchtert waren und sich ein wenig Neugier bewahrt hatten, stellten Fragen. „Wohin gehen wir? Was geschieht mit uns?“ Die naiveren unter ihnen fragten: „Wann sehen wir unsere Männer wieder? Was ist mit unserem Gepäck?“ Sie gingen in ein Gebäude mit einem

großen unterirdischen Raum, in dem sie, wie man ihnen sagte, mit Desinfektionsmittel entlaust werden sollten. Ich glaube nicht, dass irgendjemand nach dem Namen des Mittels fragte, aber tatsächlich war es Zyklon B, das in Dosen aufbewahrt wurde, die Kaffeedosen glichen. Kristalline Blausäure. In einem solchen Lager konnte man nicht vorsichtig genug sein. Es kamen jeden Tag so viele Menschen hier an, und sie kamen aus den Ghettos, wo Seuchen grassierten. Das Entlausen war also sehr wichtig. Läuse übertrugen Typhus, und Typhus war nur allzu oft tödlich. Das alles erzählten ihnen die SS-Leute. Was sie ihnen nicht erzählten, war, dass Zyklon B immer tödlich ist.

Einige müssen begriffen haben, was wirklich vor sich ging. Schon seit Jahren gingen Gerüchte über Auschwitz und ähnliche Lager um, auch wenn die Massenvernichtung erst in den letzten anderthalb Jahren so massiv eingesetzt hatte. Aber die meisten Menschen, die man zum Sterben wegführt, glauben es einfach nicht. Mütter mit Kindern kamen immer in die linke Kolonne, und sie gingen Hand in Hand weiter, einfach so. Lieber zusammen sterben als getrennt werden. Einige Mütter drückten ihre schreienden Kinder in der Hoffnung, sie auf diese Weise zu retten, Verwandten in die Arme. Vielleicht würden sie sie ja später wiedersehen. Andere taten das, was meine Mutter getan hatte, und schoben ihr Kind in die rechte Kolonne. Arbeit macht frei, und die jungen, fitten konnten arbeiten. „Sag ihnen, du bist achtzehn. Sag ihnen, du bist achtzehn.“

Manchmal erlebte ich auf der Rampe auch das Gegenteil. Eine Familie wurde auseinandergerissen und nach links und rechts geschickt, und dann kam ein Mann oder eine Frau aus der rechten Kolonne nach links herüber, nahm ein Kind an die Hand, legte einem der Alten den Arm um die Schulter und ging hoch erhobenen Hauptes weiter. Die SS-Leute ließen diese Leute achselzuckend gewähren. Nur wenn jemand von links nach rechts wollte, hielten sie ihn auf.

Ich erinnere mich nur an eine Gelegenheit, wo wir nicht auf die Rampe befohlen wurden und die SS alles allein erledigte. Es war in einer Nacht im April, als ein Kindertransport ankam. Wir hörten die Trillerpfeifen und das Schnaufen der Lokomotiven und alles Weitere bis in unseren Block. Die SS verhängte eine Ausgangssperre; alle Baracken im Männerlager wurden abgeschlossen. Ich war erst siebzehn und noch ein Junge, deshalb wusste ich nicht, wie es sich anfühlt,

Vater zu sein. Aber die meisten Männer, die noch in Auschwitz-Birkenau lebten, waren älter als ich und selbst Väter. In dieser Nacht gab es keine Selektion auf der Rampe. Kinder waren für die Nazis unnütze Esser, eine Belastung. Alle Kinder, die mit diesem Transport kamen, wurden nach links beordert, und wir konnten nichts anderes tun, als auf unseren Pritschen liegen und ihr höllisches Geschrei hören, als man sie in den Tod trieb. Jahre später erfuhr ich, dass es jüdische Kinder aus einem Waisenhaus in Izieu in Frankreich gewesen waren, die der SS-Offizier Klaus Barbie, Chef der Gestapo im nahegelegenen Lyon, aus der Sicherheit des Heims gerissen hatte. Zweiundvierzig Kinder starben in dieser Nacht gemeinsam mit den fünf Erwachsenen, die sie begleiteten. Ich weiß nicht, ob ich damals von den anderen Kindertransporten gehört habe, mit denen man jüdische Kinder in neutrale Staaten oder nach Großbritannien in Sicherheit brachte. Ich erinnere mich nur an diese Transporte, die in die Vernichtung führten.

Am Morgen danach gingen wir unseren üblichen Beschäftigungen nach und marschierten dann auf die Rampe, um die Überreste der nächtlichen Ankunft zu beseitigen. Auf dem Weg dorthin sahen wir Kinderleichen dort liegen, nackt und kalt im Morgenlicht. Brennstoff für die Krematorien. Unter Tränen sammelten wir die kleinen Mäntel, Schuhe, Spielsachen, Pullover und Kleider auf. Einige waren innen mit Namensetiketten versehen: Miriam, Isaak, Salomon, Bathsheva, liebevoll von einer Mutter beschriftet, die nur das Beste für ihr Kind gewollt hatte. Wir sammelten alles ein und stapelten es ordentlich auf. Ordentlich und sauber, wie es die SS so gern hatte.

Von der Rampe aus wurden die linken Kolonnen wie die Kinder von Hameln hinter dem Rattenfänger in den großen Raum geführt, wo man den Leuten befahl, sich auszuziehen. Immer achthundert gedemütigte, verängstigte Menschen. Alte Damen, die sich noch nie im Beisein eines anderen Menschen ausgezogen hatten, nicht einmal vor ihrem Ehemann. Teenager, die sich ihres Körpers mit den Zeichen der Entwicklung schämten. Der SS war das egal, all das Leben würde ohnehin bald enden. Wer spürte, dass etwas nicht stimmte, wer Ärger machte, wurde aus dem Raum geführt und bekam einen Kopfschuss.

Wenn der Raum mit achthundert Menschen voll besetzt war – aufgeteilt in zwei Kammern – schlossen die SS-Leute die Türen und verriegelten sie. Dann wurde ein

Gitter in der Decke geöffnet und die Zyklon-B-Dosis hineingeschüttet. Was dann geschah, entsprach einer einfachen chemischen Gleichung: Zyklon B plus Sauerstoff gleich Blausäuregas. Gleich Tod. Die Menschen in der Nähe der Öffnung starben als erste, und jeden Tag meines Lebens seit damals habe ich gehofft, meine Familie hätte ganz in der Nähe gestanden. Die ganz Jungen und ganz Alten und diejenigen, die besonders heftig einatmeten, um am Leben zu bleiben, starben schnell. Diejenigen, die weiter von der Öffnung entfernt waren, die kräftig und jung waren, starben langsam. Aber nach zwanzig Minuten war es für alle vorbei. Wenn besonders viele ankamen, wenn die Züge schnell hintereinander einfuhren, öffnete man die Türen schon nach zehn Minuten. Ich möchte nicht allzu viel über die Szenerie nachdenken, wenn die Sonderkommandos die schweren Türen öffneten und die Leichen herausholten. Die meisten Toten befanden sich bei der Tür, weil sie verzweifelt versucht hatten, rauszukommen. Einige standen noch, andere saßen oder waren zusammengekrümmt oder von den anderen zertreten. Aber alle waren verschmiert mit Blut, Kot und Urin. Und alle hatten eine leuchtend rosafarbene Haut.

Die Sonderkommandos rasierten den Frauen die Haare und den Männern die Schläfenlocken. Goldzähne wurden herausgebrochen, Schmuck eingesammelt. Alles hatte einen Wert. Dann wurden die geplünderten Überreste zu den Krematorien gezerrt und dort verbrannt. Heute weiß ich, dass acht Tage vor meiner Ankunft in Auschwitz in einem Brief der Lagerleitung an die SS-Verwaltung in Berlin die Kapazitäten dieser Krematorien angab. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden konnten im Krematorium I 340 Leichen verbrannt werden. Krematorium II konnte 1440 Leichen aufnehmen, III weitere 1440, IV und V jeweils 768. Das ergibt die entsetzliche Zahl von 4756 Leichen pro Tag.

Ich lebte mit diesem Wissen, oder mit einem Teil dieses Wissens, solange ich an der Rampe arbeitete. Manchmal überwältigte mich der Gedanke und ich versank in einer unbeschreiblichen Verzweiflung. Aber mein Überlebenswille verließ mich nicht, ebenso wenig wie der Wille, weiterzumachen, Tag für Tag, irgendwie auszuhalten, was die verfluchten Nazis mir antaten.

Und was sie mir dort auf der Rampe antaten, war widerlich genug. Man könnte mit Recht sagen, dass ich im Vergleich zu den Leuten vom Sonderkommando noch gut dran war, aber die Leute wurden immerhin nach ein paar Monaten und nach jeder großen Transportwelle ausgewechselt. Wer sich weigerte, wurde selbst zum Opfer; diejenigen, die Spezialbehandlung verhängten, erlitten es oft genug selbst. Auf eine ekelhafte Weise waren die Jobs in Auschwitz Lebenszeitstellungen. Aber das konnte auch nur ein paar Tage bedeuten.

Einige der Viehwagens waren tagelang unterwegs gewesen, und wenn sie in Auschwitz-Birkenau ankamen, waren sie in einem fürchterlichen Zustand. Die Leute waren so dicht zusammengepfertcht, dass sie keinen Platz hatten, um ihre Notdurft zu verrichten. Wenn sie Glück hatten, stand in einer Ecke des Wagens ein Toiletteneimer. So kamen die meisten, selbst die Gutgekleideten, verschmiert mit ihren eigenen Exkrementen an, was ihre Demütigung noch verstärkte. Der Gestank dieser Wagens war unbeschreiblich. Ich versuchte immer die Luft anzuhalten, wenn ich mit den anderen hineinging und das Gepäck auslud – ein abgestoßener Koffer, ein Stofftier, Brillen, Zahnprothesen ...

Im Sommer, wenn man den Leuten kein Wasser mitgab, erstickten und verdursteten viele. Ich wusste ja selbst, wie es war, wenn man kein Wasser bekam. Im Winter erfroren sie, egal, wie viele Menschen in einem Wagon zusammengepfertcht waren. Gemeinsam mit den anderen Mitgliedern des Rampenkommandos zerrte ich die Leichen heraus. Baumelnde Köpfe, starre Gliedmaßen. Wir stapelten sie ordentlich auf der Rampe auf, gleich neben ihrem Gepäck, und luden sie anschließend auf Handkarren, mit denen sie zum Krematorium gebracht wurden. Dafür war ein weiteres Kommando zuständig. Aus den Schornsteinen der Krematorien quoll Tag und Nacht der schwarze Rauch, und der Nachthimmel war immer hell erleuchtet.

Ich bin nicht stolz auf meine Arbeit an der Rampe. So wie alle anderen wurde ich dort zu einem Geier in Menschengestalt. Der Boden eines Viehwagens, der nach tagelanger Reise plötzlich leer ist, gleicht einer Schatzkiste. Geldscheine, Münzen, Ringe, Broschen, in den Dreck geworfen von Menschen, die nicht mehr wussten oder wissen wollten, was sie bei sich hatten. Wenn wir etwas fanden, standen wir vor einer schwierigen Entscheidung. Nahmen wir die Gegenstände an uns und

wurden dabei beobachtet, dann marschierten wir mit der nächsten Gruppe ins Gas. Taten wir es nicht, waren wir dem Tod durch Verhungern geweiht. Überall sahen wir die „Muselmänner“, die nur noch Tage oder Stunden von der Gaskammer entfernt waren: schlaffe Hinterbacken, sichtbare Rippen, eingesunkene Augen. Menschen ohne jeden Überlebenswillen.

Wir hatten die Aufgabe, alles, was in den Wagons oder auf der Rampe liegen geblieben war, auf Handkarren zu laden, die dann zum Sortieren in die Lagerhäuser gebracht wurden. „Kanada“ nannte man diese Lagerhäuser, weil es in ihnen einfach alles gab. Wenn wir Lebensmittel fanden – Käse, Brot, Wurst –, aßen wir es im Stehen, während wir uns bückten und so taten, als würden wir einen Koffer hochheben. Solange es unsere Arbeit nicht behinderte, ließen uns die Kapos und SS-Leute gewähren. Ich erinnere mich nicht mehr genau an den Zeitpunkt, weil die Tage verschwimmen und auch die Jahreszeiten keine Rolle mehr spielten, aber an einem Tag bemerkte ich plötzlich, wie etwas auf meinem Karren in der Sonne aufleuchtete. In Situationen, in denen das Leben davon abhängen kann, gewöhnt man sich an schnelle, unauffällige Bewegungen, und so steckte der Gegenstand eine Sekunde später in meiner Jackentasche. Es war ein Armband, vielleicht das Geschenk eines Ehemannes an seine Frau, eines jungen Mannes an seine Freundin oder eines Vaters an seine Tochter. Ich weiß es nicht. Ich wusste nur, es hatte einen guten Tauschwert.

Normalerweise hätte ich es beim Vorarbeiter abgeliefert, und er hätte es dem Kapo gegeben. Häftlinge wie ich hatten wenig Chancen auf einen guten Tauschhandel – ich erinnerte mich noch gut an Yitzak und seine Diamanten. Also beschloss ich, es zu behalten. Das war eine der dümmsten Entscheidungen in meinem Leben. Auf Diebstahl von der Rampe stand die Todesstrafe, und selbst wenn ich davonkam, hätte ich das Vertrauen des Kapos verspielt – mit demselben Ergebnis.

Mit der Zeit wurde das Armband zu einem Mühlstein um meinen Hals. Immerhin besaß ich die Geistesgegenwart, es außerhalb meiner Pritsche zu verstecken, nämlich hinter einem losen Brett in der Wand. Auf die Idee, dass die Männer in der Koje neben uns beschuldigt werden würden, wenn man das Teil fand, kam ich gar nicht. Ich dachte immer noch darüber nach, was ich damit anfangen sollte, als

es eines Tags Aufruhr in der Baracke gab. Jemand hatte das Armband gefunden. In unserem Block lebten vierhundert Männer, und die meisten arbeiteten an der Rampe, es war also ziemlich unwahrscheinlich, dass man mit dem Finger auf mich zeigen würde. Der Kapo schäumte vor Wut und suchte willkürlich drei oder vier Männer aus, die Prügel bekamen. Wenn ich mutiger gewesen wäre, hätte ich mich gemeldet und die Strafe auf mich genommen. Mein Vater hätte das sicher von mir erwartet, ebenso wie mein alter Schuldirektor Herr Rapaport. Aber wir waren in Auschwitz-Birkenau, und da herrschten andere Regeln. Man meldete sich einfach nicht in so einem Moment.

Ich vermute, der Kapo tauschte das Armband für Wodka und Zigaretten ein. Zur SS konnte er damit nicht gehen, weil der Fund nur auf ihn zurückgefallen wäre. Aber ich hatte meine Lektion gelernt: Szlamek, versuch bloß nicht, so schlau zu sein.

Das Organisieren, der Tauschhandel mit was auch immer, war ein fester Bestandteil des Lagerlebens. Wenn man nichts hatte, wenn man nichts auf der Rampe stehlen konnte, dafür aber jung und hübsch war, konnte man seinen Körper verkaufen. Einige der Kapos und Blockältesten waren von den Nazis wegen sexueller Vergehen eingesperrt worden. Mit dem Frauenlager hatten wir natürlich überhaupt keinen Kontakt, und so ließen in der wilden Isolation des Männerlagers viele Kapos ihre sexuelle Frustration an „Piepels“ aus: Jungen, die sich nicht wehren konnten. Beschwerden darüber nützten nichts. Wer einen Kapo oder sonst irgendjemanden bei der SS verpiff, bettelte förmlich um seinen eigenen Tod. Und die meisten Leute zogen den sexuellen Missbrauch dem Tod vor. Das Klischee aus den Zeiten unserer Großväter galt nicht mehr. Das Traurige war nur, dass die Jungen irgendwann verschwanden, wenn sie nicht mehr so hübsch waren oder den Kapo langweilten. Dann gingen auch sie durch diese Türen und schwebten wenig später wie eine Erinnerung mit dem Rauch durch die Schornsteine.

Unser aller Überleben war von der Organisation von Lebensmitteln abhängig. Schon seit Längerem hatte ich die Abneigung meines Vaters gegen Schweinefleisch abgelegt, und gelegentlich gab es so etwas auch in Auschwitz-Birkenau, aber meistens nur als Schwarte oder Speck in der eintönigen Suppe, der

es dann die Illusion von Geschmack verlieh. Ich erinnere mich, dass wir einmal ein überraschendes Abendessen bekamen: Miesmuscheln aus Holland. Keine Ahnung, wie wir zu diesem Manna kamen und warum die Küchenkapos es bis zu uns durchließen, aber wir bekamen sie tatsächlich zu essen. Meeresfrüchte waren in Mittel- und Osteuropa auch schon vor dem Krieg eine Delikatesse gewesen, und Muscheln waren außerdem nicht kosher. Welch ein Dilemma – und welch ein Zeugnis für den Glauben meines Volkes, dass wir trotz all der Härten, die wir erlebten, trotz des Hungers immer noch an so etwas dachten. Das Verbot blieb in Kraft.

Einer meiner Blockkameraden stöhnte auf, als er sah, was man ihm da in die Schüssel gegeben hatte. Nein, er würde das nicht essen, er aß keine Würmer. Für die Juden aus Westeuropa war es kein Problem, die Franzosen, Belgier und Niederländer hauten kräftig rein. Einer sagte mir, die Muscheln seien richtig lecker und wir sollten sie essen. Wenn ich sie nicht wollte, würde er sie essen. Vorsichtig legte ich mir eine Muschel auf mein Stück Brot und probierte. Er hatte absolut recht, sie schmeckte gut. Also schlang ich das Essen herunter und wischte hinterher mit dem Brot meine Schüssel aus, um auch noch die letzten Reste zu bekommen.

Seltsamerweise kann ich mich heute nicht mehr erinnern, in welchem Block ich während meiner Zeit an der Rampe lebte. Ich weiß noch, dass wir durchs Haupttor gehen mussten, um dorthin zu kommen. Ich erinnere mich auch noch an unseren Blockschreiber, einen Juden aus Wien, und an den Blockältesten Maurice, einen freundlichen Mann unter vielen unfreundlichen Männern. Die Kapos, die uns auf der Rampe bewachten, arbeiteten in Wechselschicht, aber normalerweise war Manfred oder Hans da. Manfred war ein Berufsverbrecher und trug das entsprechende grüne Dreieck an seiner Jacke. Er war ein Schrank von einem Kerl und konnte sehr wütend werden, aber sein Bellen war schlimmer als sein Beißen, und er hat mich nie geschlagen. Hans trug das schwarze Dreieck – er war wohl ein Mörder. Nach Lagerstandards war er immer sehr gut gekleidet und trug normalerweise Reitstiefel wie die SS-Leute.

Und zu meinem Schrecken tat auch Unterscharführer Kurpanik Dienst an der Rampe. Schon aus Daffke.

Ich war bis dahin nicht viel gereist. Abgesehen von dem alljährlichen Familientreffen im Garten Eden 80 Kilometer von uns entfernt, hatte ich immer in Będzin gelebt. Selbst nach Auschwitz-Birkenau war es ja nicht weit. Jetzt kam ich in Kontakt zu Menschen aus ganz Europa, und dieser Kontakt öffnete mir wirklich die Augen. Vor allem erinnere ich mich an die griechischen Juden. Ihr Land war im Sommer 1941 überfallen worden, und einige von ihnen, die die Selektionen überlebt hatten, arbeiteten mit uns im Rampenkommando. Man konnte sich leicht vorstellen, warum: Einige von ihnen waren vor dem Krieg Profi-Ringer gewesen und hatten die entsprechenden Muskeln vorzuweisen. Man kann es heute in den Statistiken nachlesen: Von März bis August 1943 wurden 48.633 Juden aus Thessaloniki deportiert, und nur 11.747 von ihnen überlebten die Selektionen. Eine Gruppe – im Wesentlichen Deutsche, Österreicher und Tschechen – fielen wegen ihrer guten Kleidung auf. Einige von ihnen trugen deutsche Orden aus dem Ersten Weltkrieg an ihren Jacken. Welch eine Ironie des Schicksals! Sie hatten an der Ostfront für Deutschland gekämpft, und jetzt brachten die Deutschen sie um. Die SS-Leute rissen ihnen die Orden ab und warfen sie in den Dreck. Sie sagten, sie wären es nicht wert, Orden zu tragen. Unwertes Leben. Diese Männer kamen meistens aus Terezin in der Tschechoslowakei, aus dem Lager, das die Nazis KL Theresienstadt nannten, etwas 35 Kilometer von Prag entfernt. Es war ein Musterlager und stand in dem Ruf, besonders humane Haftbedingungen zu haben. Der stellvertretende SS Reichsführer Heydrich hatte es für „Sonderhäftlinge“ errichten lassen: Männer mit besonderen Verdiensten aus dem Ersten Weltkrieg und Juden, die vor den Nürnberger Rassegesetzen mit Nicht-Juden verheiratet gewesen waren. Im Jahr 1943 war Theresienstadt aber auch nur noch ein Durchgangslager wie alle anderen, in denen Häftlinge „zwischengelagert“ wurden, bis man auch sie nach Auschwitz brachte.

Allerdings unterzog man die Juden aus Theresienstadt keiner Selektion. Sie kamen alle ins Familienlager im Abschnitt BIIb von Auschwitz-Birkenau gleich neben dem Quarantäneblock I, den ich nur allzu gut kannte. Viele hassten die Juden aus Theresienstadt. Fast alle Kameraden vom Rampenkommando hatten ihre Familien verloren, ihre Lieben waren durch die Selektion gefallen und in die Gaskammern

gegangen. Und hier gab es Familien, die nicht nur am Leben blieben, sondern auch noch zusammen sein durften. Oft frage ich mich, ob das nicht eine besonders raffinierte Quälerei der SS war. Sie richteten im Familienlager sogar einen Kindergarten für die Kleinsten ein, und die Erwachsenen gaben eine Lagerzeitung heraus und veranstalteten Marionettenvorfürungen. Von all dem wussten wir nichts, aber die Gerüchte über bessere Lebensmittelrationen im Familienlager und die Tatsache, dass dort niemand hart arbeiten musste, machten uns mürbe. Das meiste davon war natürlich Propaganda. Ohne dass wir davon wussten, wendete sich Ende 1943 / Anfang 1944 das Kriegsglück für das Dritte Reich. Vielleicht spielten die SS-Leute auf Sicherheit, vielleicht wollten sie bei den Delegationen des Roten Kreuzes einen guten Eindruck hinterlassen. Schauen Sie, sagten die SS-Leute, das da ist das angeblich so furchtbare KL Auschwitz-Birkenau. Hier sitzen Kinder in Klassenzimmern, deren Wände mit Märchenbildern bemalt sind. Die Leute tragen ihre eigene Kleidung und werden gut ernährt. Erzählen Sie doch bitte dem Rest der Welt davon.

Aber die Spezialbehandlung dieser Leute hielt nicht lange an. Das Familienlager befand sich ganz in unserer Nähe, gleich hinter dem Stacheldrahtzaun, und ich musste oft mit ansehen, wie Frauen von den Kapos und Blockältesten missbraucht wurden. Sie suchten sich die hübschesten aus und drängten sie an eine Barackenwand, wo sie ihnen die Röcke hochschoben und sie vergewaltigten. Eine andere Gruppe, an die ich mich erinnere, kam eines Nachmittags an: mehrere Dutzend junge Männer, nicht-jüdische Polen. Die Flüsterpropaganda lief sofort auf Hochtouren. Das waren Partisanen, Untergrundkämpfer gegen das Dritte Reich. Wir alle wussten, dass man auf dieses Wort nicht viel geben durfte. Die orthodoxen Juden von Będzin, die von den Einsatzgruppen mit Pistolen und Maschinengewehren umgebracht worden waren, hatte man auch als Partisanen bezeichnet. Es war nur ein Propagandabegriff, um den Gräueltaten der Nazis eine Art Rechtfertigung zu geben. Doch diese Neuankömmlinge wurden nicht registriert, wie es sonst üblich war. Sie wurden weder rasiert noch tätowiert, sondern lediglich in einer Ecke des Quarantänebereichs zusammengetrieben, wo man sie warten ließ. Für uns Übrige gab es wieder eine Ausgangssperre, die Baracken wurden abgeschlossen, aber bevor wir alle drinnen waren, konnte ich

noch sehen, was passierte. Eine Gruppe Kapos unter dem Befehl der SS-Leute versammelte sich um die Männer und begann, mit Schaufeln, Spitzhacken und Knüppeln auf sie einzuschlagen. Dann warfen sie sie gegen den elektrischen Zaun, wo das plötzliche Knistern, blaue Blitze und der Gestand von brennendem Stoff und Fleisch von ihrem Tod zeugte. Ein Mann wurde niedergeschlagen, und als er auf dem Boden lag, legte einer der Kapos den Stiel seiner Schaufel quer über seinen Hals und stieg dann mit beiden Beinen darauf, sodass sein Kehlkopf eingedrückt wurde. Diese Partisanen waren keine Juden aus dem Ghetto, keine kraftlosen Muselmänner. Es hatte offenbar wirklich Kämpfe gegeben, bei denen sie gefangen genommen worden waren. Und die SS konnte keine Aufrührer im Lager gebrauchen. Am Morgen sah man genau, was passiert war. Zwischen den Baracken im Quarantäneblock lag ein Haufen Leichen mit eingeschlagenen Schädeln und zerrissenen Kleidern. Die Kapos waren unversehrt, aber sie trugen ja auch Waffen. Und wenn es echten Widerstand gegeben hätte, wären die SS-Leute wohl dazwischengegangen.

Mehr als einmal kam es zu solchen widerwärtigen Zwischenfällen. Der einzige Überlebende, der mir bekannt ist, war Antoni Czortek, auch unter dem Namen Kajtek bekannt. Er war vor dem Krieg in ganz Polen eine Boxlegende gewesen, sogar an den Olympischen Spielen 1936 in Berlin hatte er teilgenommen. Die SS-Leute ließen ihn am Leben, weil sie ihn unterhaltsam fanden. Er war ein Bantamgewichtler, aber sie ließen ihn nicht weniger als fünfzehn Mal gegen viel schwerere Gegner antreten. Zweifellos schlossen sie Wetten ab und feuerten ihren Mann während des Kampfes kräftig an. Kajtek selbst war so etwas wie ein altrömischer Gladiator. Bei jedem dieser Kämpfe ging es für ihn um Leben oder Tod, ganz buchstäblich, denn die SS-Leute drohten ihm die sofortige Erschießung an, falls er verlor.

Nach der Folter des Quarantäneblocks hatte das Leben auf der Rampe auch seine guten Seiten. Es war ein bisschen wie bei Killovs Fabrik damals in Będzin – manchmal bekamen wir sogar einen Sonntagnachmittag frei. Die Züge kamen regelmäßig, aber es gab durchaus auch ruhigere Zeiten. Tagsüber war es im Lager fast unheimlich still. Manchmal hörten wir das Lagerorchester proben. Natürlich spielten sie immer deutsche Musik. Es dauerte seine Zeit, die Leute in den Ghettos

zusammenzutreiben und dann nach Auschwitz-Birkenau zu bringen. Wenn keine Züge kamen, organisierten die Kapos manchmal Fußballspiele oder Box- und Ringkämpfe, bei denen wir zusehen durften. Die griechischen Ringer waren natürlich echte Stars, und die SS und Kapos begeisterten sich sehr für sie. Bei den Wetten ging es zum Teil zum viel Geld.

An einem dieser Tage kochte die Aufregung besonders hoch. Ein fast unglaublicher Hauch von Vorkriegsfreiheit lag in der Luft. Einer der anderen Juden aus Będzin flüsterte mir zu: „Stell dir vor, Nunberg ist hier!“

An diesen Fußballhelden erinnerte ich mich sehr genau. Oft hatte ich ihn zu Hause im Hakoah-Stadion spielen sehen und war ein echter Fan. Er war vermutlich der beste Torwart in ganz Schlesien, womöglich in ganz Polen. Groß, blond und muskulös, wie er war, hätte er leicht als Arier durchgehen können. Aber er war Jude und hatte vor dem Krieg bei einem der reichen Industriellen gearbeitet, möglicherweise Fürstenberg in Będzin. Fürs Training wurde er freigestellt. Im Chaos des Ghettos und seiner Liquidation hatte ich ihn aus den Augen verloren. Mit unserem Zug war er nicht gekommen, sonst wäre er mir im Quarantäneblock aufgefallen.

Aber an diesem Sonntag würde die Fußballlegende Nunberg hier auflaufen, bei einem Spiel Juden gegen Nichtjuden.

Die SS erschien in voller Stärke auf dem Appellplatz, der als provisorisches Fußballfeld eingerichtet worden war. Es gab spöttische und antisemitische Bemerkungen, und ich dachte zurück an meine Kindheit zu Hause, wo wir uns öfter mal mit den nichtjüdischen Jungs geprügelt hatten. Das hier war nur eine bössartige Parodie dieser Verhältnisse, ein schneller Blick zurück durch den dunklen Spiegel des Holocaust. Ich erinnere mich, dass ich an der Seitenlinie stand und die Erscheinung im Tor der jüdischen Mannschaft anstarrte. Statt des lachenden Eins-achtzig-Mannes, den ich kannte, stand Nunberg als taumelnder, dahinschlurfender Muselman da, mit wild starrenden, eingesunkenen Augen in einem grauen, verzerrten Gesicht. Er wirkte verwirrt, konnte dem Spiel nicht recht folgen und den Ball kaum fangen. An das Endergebnis erinnere ich mich nicht, aber ich kann mir gut denken, welche Seite gewann. Ein paar Tage später erfuhren

wir, dass Nunberg vergast worden war. Ich würde nie ein Autogramm von ihm bekommen.

Nachdem ich etwa fünf Wochen auf der Rampe gearbeitet hatte, kam ein politischer Häftling auf mich zu. Er wohnte nicht in meiner Baracke oder auch nur in meinem Block, und er hieß Manfred wie unser Kapo. In Auschwitz-Birkenau wurden kaum einmal Familiennamen benutzt, wenn man nicht gerade zur SS gehörte – und dann waren sie immer mit einer Rangbezeichnung verbunden. Dieser Mann nun hatte meinen Namen auf dem Appellplatz gehört oder ihn vielleicht in irgendeiner Liste gesehen, denn er fragte mich, ob ich Moyshe Pivnik kannte, den Schneider aus Szopoenice. Bis heute weiß ich nicht mehr, warum ich ihm darauf antwortete, aber irgendetwas an diesem Manfred sagte mir, dass ich ihm vertrauen konnte, und die Verbindung zu Onkel Moyshe schien mir wichtig. Tatsächlich log ich ihn an und sagte, Moyshe sei mein Vater. Er erwiderte, er habe ihn vor langer Zeit gekannt, noch vor dem Krieg. Diese rätselhafte Verbindung ging mir tagelang nicht aus dem Kopf, aber ich konnte mir nicht vorstellen, welche Bedeutung sie hatte. Manfred war ein christlicher Blockältester, und ich hatte absolut keinen Anlass, ihm zu vertrauen, aber ich tat es irgendwie trotzdem. Er hatte keine besonders hohe Stellung, die für mich ein Vorteil sein konnte, aber es war doch ein Trost, einen Blockältesten an meiner Seite zu haben.

Während meiner gesamten Zeit in Auschwitz-Birkenau versuchte ich wie alle dort, mir einen Rest von Würde zu bewahren. Das spiegelte sich in einer Manie für Reinlichkeit, wie sie auch bei den SS-Leuten und den Kapos zu beobachten war. Sie benannten dafür sogar in jeder Baracke einen Verantwortlichen. Die SS hatte panische Angst vor Typhus und Fleckfieber, und man ging davon aus, dass man diese Krankheiten nur mit ständigem Schrubben, Rasieren und Entlausen im Griff behalten konnte. Das Bild der unendlich schmutzigen Konzentrationslager mit den Muselmännern, die in ihren eigenen Exkrementen liegen, hat sich zum Teil erst durch die Erfahrungen der schockierten alliierten Soldaten ergeben, die die Lager 1945 befreiten. Da war die SS aber bereits abgezogen, und die Kapos hatten genug damit zu tun, zu fliehen oder sich eine neue Rolle zuzulegen.

Das Gelände von Auschwitz-Birkenau lag in einem sumpfigen Tiefland, sodass die Außenbereiche im Herbst und Winter oft nass und schlammig waren. In den Baracken jedoch sah es anders aus. Wir schrubbten das Holz und falteten unsere Decken, und obwohl wir 744 Mann in der Baracke waren, taten wir alles, um uns sauber zu halten. Gelegentlich gestattete man uns den Luxus einer heißen Dusche. Jedes Mal, wenn ich eins der harten weißen Seifenstücke in die Hand nahm, fragte ich mich, woraus sie gemacht waren. Historiker sagen heute, die Behauptung, die Nazis hätten Seife aus menschlichen Leichen hergestellt, sei Propaganda. Ich hoffe, sie haben recht.

Andere Versuche, die Würde zu bewahren, liefen auf die Gründung von Widerstandsgruppen im Lager hinaus. Ich nahm daran selbst nicht teil, hörte aber die Gerüchte. Einiges davon, möglicherweise der größte Teil, kam von den nichtjüdischen Polen im Lager und stammte aus der Zeit vor meiner Ankunft, aber es gab viele Beispiele von individuellem Widerstand. Ende Oktober 1943 gab es eine Ausgangssperre, weil ein SS-Mann getötet worden war. Ein Zug voller Juden war aus dem KL Bergen-Belsen gekommen. Die meisten von ihnen wurden zu den Krematorien II und III gebracht. Dann brach jedoch bei den Frauen ein Tumult aus. Die Version, die ich hörte, klingt sehr unwahrscheinlich. Angeblich hatten wohlhabende Juden aus dem Westen die SS-Leute mit erheblichen Summen bestochen und gehofft, man würde sie in die Schweiz entkommen lassen. Die SS-Leute nahmen natürlich das Geld und steckten die früheren Besitzer trotzdem in die Züge nach Auschwitz-Birkenau. Eine Frau, die wie so viele bemerkte, was vor sich ging, legte vor den SS-Leuten einen Striptease hin. Sie war Tänzerin gewesen, bevor der Wahnsinn begann, und einige SS-Leute, darunter Unterscharführer Josef Schillinger und Rottenführer Wilhelm Emmerich, ließen sich von ihren Künsten lange genug ablenken, dass sie Schillinger die Pistole aus dem Halfter ziehen und mehrere Schüsse auf die beiden Männer abgeben konnte. Dann verschwand sie wieder in der Menge der halb entkleideten Frauen, und es gab einen ziemlichen Aufruhr, bei dem die SS-Leute alle Mühe hatten, ihre verletzten Kameraden und das Sonderkommando in Sicherheit zu bringen. Sie vergasteten diejenigen Frauen, die bereits in der Gaskammer waren, den Rest mähten sie mit Maschinengewehren nieder. Ich habe nie den Namen der Frau

gehört, aber für uns alle war sie eine Heldin, vor allem, da es eine Weile fälschlicherweise hieß, Karel Kurpanik sei erschossen worden. Schillinger verblutete auf dem Weg ins Krankenhaus, Emmerich hinkte für den Rest seines Lebens.

In diesem Herbst lag Aufruhr in der Luft. Kurz nach dem Zwischenfall mit Schillinger bestach ein französischer Jude namens Ulick, ein Kapo, einen SS-Wachmann mit Schmuck, damit er ihn aus dem Lager schmuggelte. Zwei Tage und Nächte waren wir ohne Nachricht und blieben die ganze Zeit in unserer Baracke eingeschlossen, sodass wir uns in einer Ecke erleichtern mussten. Nach zwei Tagen brachten sie ihn zurück. Ich weiß nicht, wie leicht ein Franzose im besetzten Polen untertauchen konnte. Jedenfalls wurde er nach allen Regeln der SS-Kunst verhört.

Beim nächsten Appell stand Ulick im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich nicht an die Drohrede, die man uns hielt, während wir zitternd in den Reihen standen. Ich erinnere mich nicht einmal mehr, wer die Rede hielt. Nur noch an Ulicks zerschlagenes, geschwollenes Gesicht erinnere ich mich, als man ihn zwang, vor uns niederzuknien. Dann schoss ihm ein SS-Mann in den Hinterkopf, und er fiel vornüber, während das Blut aus seinem Schädel spritzte. Und das war noch nicht das Letzte, was wir von Ulick sahen. Die SS ließ ihn als warnendes Zeichen tagelang über dem Appellplatz hängen.

Lange Zeit dachte ich, ich hätte eine Art surrealen Film von meiner Zeit auf der Rampe im Kopf. Auf einem von vielen Fotos, die bei der Ankunft von Häftlingen in Auschwitz-Birkenau aufgenommen wurden, sieht man die SS-Leute im Vordergrund und seitlich von ihnen die Viehwagons mit den verwirrten Neuankömmlingen davor. Ein paar Männer tragen gestreifte Uniformen: das Rampenkommando. Ganz links sieht man einen Jungen im Profil, der darauf wartet, an die Arbeit zu gehen, sobald die Selektionen vorbei sind. Vor ein paar Jahren sprachen mich Freunde auf dieses Foto an, da sie sicher waren, dieser Junge sei ich. Er wirkt ein bisschen zu blond – ich hatte immer dunkle Haare –, aber da man uns die Köpfe rasiert hatte, ist das schwer zu beurteilen. Trotzdem: Das kann ich nicht sein. Das Foto fand sich in einem Album, das nach der

Befreiung des KL Dora-Mittelbau in einem Schrank der SS gefunden wurde. Wie es dorthin kam, weiß ich nicht, denn es ist eindeutig in Auschwitz-Birkenau aufgenommen, und die Frau, die es fand, ist zufällig auch eine Auschwitz-Überlebende. Sie war eine Jüdin aus Ungarn namens Lili Jacob, und sie kam erst im Mai 1944 nach Auschwitz-Birkenau. Das Foto zeigt die Ankunft ihrer Familie. Da war ich aber schon gar nicht mehr im Lager. Oft frage ich mich, wer dieser Junge war, dieser Doppelgänger aus dem Rampenkommando. Ich hoffe, er hat es geschafft.

Denn natürlich gab es viele Situationen, in denen es so aussah, als würde ich es nicht schaffen. Am schlimmsten war es im Dezember 1943, als ich mich mit Typhus ansteckte, dem sogenannten Judenfieber. Eigentlich erstaunt es mich, dass es so lange dauerte, bis ich krank wurde. Das Lager war grauenhaft überfüllt. Ich habe Listen aus dem Januar 1943 gesehen, in denen von einundzwanzig bewohnten Blocks die Rede ist. Block zwei, der ganz typisch war, enthielt 234 Betten und 702 Matratzen. Das klingt zunächst einmal ganz gut, aber in diesem Block lebten 1193 Häftlinge. Ich habe das natürlich während meiner Zeit im Lager nie nachgemessen, aber tatsächlich hatte jeder von uns 1,7 Quadratmeter Platz. Nasses Stroh, verrottete Bretter, Ratten – so sah das Leben von uns „Untermenschen“ aus.

Irgendwann brach ich also zusammen, so wie viele andere, die einen Schock oder einen Herzinfarkt erlitten, die vollkommen erschöpft waren oder von launischen SS-Leuten niedergeschlagen wurden. Man brachte mich in den Warteraum der Gaskammern, und ich begegnete dem Todesengel. Sie wissen schon, wie die Sache ausging.

Als ich dort in meinem Bett lag, mit heftig klopfendem Herzen und tränennassen Wangen, glaubte ich an ein Wunder. Der Todesengel hatte mich am Leben gelassen. Erst als ich in der Nacht mit kühlerem Kopf nachdachte, kam mir die Idee, dass der Blockälteste Manfred vielleicht hinter diesem Wunder stecken könnte. Er hatte keinen übermächtigen Einfluss auf die SS, schon gar nicht auf einen Besessenen und Getriebenen wie Mengele, aber bei den Leuten im Krankenblock konnte er sicher einiges bewirken. Ein Kopfnicken, ein Name, der

aus einer Liste gestrichen wurde, irgendein Tauschhandel – und schon wäre ich der Selektion entkommen.

Wenn es nicht so gewesen ist, dann war es einfach Glück oder – darf ich nach all diesen Jahren immer noch daran glauben? – göttliches Eingreifen.

Ich denke, dass ich drei oder vier Tage im Krankenbau verbrachte. Dort wurde ich jeden Tag ein bisschen kräftiger, weil es relativ gutes Essen gab. Dann war Schluss damit. Ich erwartete, zum Rampenkommando zurückbefohlen zu werden. Zu dieser schrecklichen, tragischen Arbeit. „Sag ihnen, du bist achtzehn. Sag ihnen, du kannst arbeiten.“ Inzwischen hatte ich mit den Selektionen genauso viel Erfahrung wie Mengele, aber natürlich führte er sie aus. Und Kurpanik. Und als ich aus dem Krankenbau zurückkam, hatte jemand anderer den Job auf der Rampe bekommen, und ich wurde zurück in die Baracken des Quarantäneblocks gebracht, die mir nur allzu vertraut waren. Unterscharführer Karel Kurpanik war wieder mein reizender Gastgeber.

Allerdings hatte ich in der Zwischenzeit viel gelernt und wusste, wie der Hase lief. Seit einem halben Jahr war ich jetzt in Auschwitz-Birkenau. Ich wusste, wie man den Kopf unten hält und Ärger vermeidet. Das Gelände um die Baracken herum war eingeebnet – Gott weiß, wie viele bei dieser Arbeit gestorben waren. In diesem bitterkalten, schneereichen Winter gab es für uns nicht viel zu tun. Eines Tages, vielleicht im Januar 1944, stand ich da und starrte über den Zaun, als ich etwas bemerkte. Eine Gruppe Frauen war damit beschäftigt, mit Spitzhacken und Spaten einen Graben anzulegen. Sie wurden wie immer von ihrem Kapo beaufsichtigt. Frauen bekamen wir in Auschwitz nicht oft zu sehen, außer auf der Rampe. Die Frauenbaracken lagen weiter westlich jenseits der Bahngleise, näher bei den Gaskammern und den Krematorien II und III. Sie hatten wohl dasselbe durchgemacht wie wir, nahm ich an. Jetzt jedenfalls trugen sie schlecht passende Kleidung, grobe Holzpantinen und Tücher über ihren rasierten Köpfen, damit sie ein bisschen menschlicher aussahen. Bei den Rampen- und Sonderkommandos arbeiteten keine Frauen, aber in jeder anderen Hinsicht muss ihr Leben genauso elend gewesen sein wie unseres. Als ich an diesem Morgen dort stand und sie beobachtet hatte, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass kein SS-Mann und

kein Kapo mich dabei erwischte, suchte ich nicht mehr nach meiner Mutter oder nach Hendla. Ich wusste, es hatte keinen Sinn.

Was mich jedoch dazu brachte, die Frauen so genau zu beobachten, war die Kapo. Denn diese Frau kannte ich. Sie kam aus Będzin und war eine entfernte Cousine von mir. Ihr Name war Gutscha.

Sie sah mich fast im selben Moment, als ich sie erkannte, und kam an den Zaun.

„Szlamek Pivnik, bist du das?“

Der Klang ihrer Stimme und ihr Lächeln brachte mich mit einem Ruck zurück in eine verlorene Zeit, die ich nie wiedersehen würde. Ich nickte nur, konnte nichts sagen.

Sie dankte Gott, dass ich noch am Leben war, aber nach meiner Familie fragte sie vorsichtshalber nicht. Sie kam so nah an den Zaun, wie sie es wagte, denn obwohl sie eine Kapo war, riskierte sie ihr Leben, wenn sie mit einem männlichen Häftling sprach und ihm nicht gerade irgendeinen Befehl zubrüllte. Sie sagte mir, ich müsste zusehen, dass ich rauskäme. Hier würden sie uns alle umbringen. Wenn ich irgendeine Chance sähe, sollte ich sie ergreifen, verstanden? Ich hatte immer noch kein Wort gesagt, mich nicht gerührt. Sie redete weiter: Wenn irgendwo Freiwillige für einen Arbeitseinsatz gesucht würden, sollte ich mich melden. Das sollte ich ihr versprechen.

Endlich fand ich meine Stimme wieder. „Ja“, nickte ich. „Das verspreche ich dir.“ „Gut.“ Sie lächelte. „Dann geh jetzt, es ist nicht gut, wenn man uns zusammen sieht.“

Und sie drehte sich um und brüllte die Frauen an, die an dem gefrorenen Erdboden herumhackten.

„Hier werden sie uns alle umbringen.“ Das wusste ich natürlich längst. Aber irgendetwas an der Art, wie Gutscha darüber sprach, klang für mich besonders dringlich. Freiwillige für Arbeitseinsätze. Welche Alternativen gab es auch? Einige Leute hatten versucht, sich mit einer Schaufel zuzuschlagen und dann zum Zaun und zu den Wachtürmen zu rennen. Das waren keine Fluchtversuche, das war Selbstmord. Der Tod war ihnen sicher, entweder durch eine Kugel oder durch den

Stromschlag oder durchs Gas, wenn sie eingefangen wurden. Aber freiwillige
Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers ...

In der sinnlosen Welt von Auschwitz-Birkenau ergab das tatsächlich so etwas wie
Sinn.

© WBG 2017

